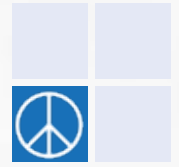


brunnen



Das kleine Magazin fürs ganze Viertel

Ausgabe 4/2022

Themen im Heft:

- Wie Sporteinrichtungen Kilowatt sparen
- Wo man im Brunnenviertel Lebensmittel retten kann
- Was die Sprengung eines Wohnviertels in den USA mit unserem Kiez zu tun hat

Schon gehört?

Neues aus dem Brunnenviertel



Jakob Hensel



Sulamith Sallmann



Alexander Dowe



Dunja Berndt



Andrei Schnell



Simone Lindow



Corinna Neinaß



Jochen Uhländer



Ulrike Wronski



Michael Becker



Susanne Bürger



Ralf Schmiedecke

Impressum

Verantwortliche Redakteurin/ Projektleiterin Bürgerredaktion:

Dominique Hensel (V.i.S.d.P.), Ulrike Wronski

Redaktionskontakt:

E-Mail: kiezreporterin@gmx.de

Telefon: (0163) 6 87 12 76

Layout: Dominique Hensel

Lektorat: Simone Lindow

Idee Titelgrafik: Beate Heyne

Foto Titelseite: Sulamith Sallmann

Druckerei: Flyeralarm, Alfred-Nobel-Straße 18, 97080 Würzburg

Auflage: 2.500, Berlin im November 2022

Web: www.brunnenmagazin.wordpress.com

Instagram: www.instagram.com/brunnenmagazin



Projektleiterin
Dominique Hensel

Die nächste Ausgabe

Dies ist das vierte Kiezmagazin in diesem Jahr. Kurz vor Jahresende wird noch ein Foto-Sonderheft veröffentlicht. Im neuen Jahr erscheint die erste Ausgabe dann im Frühling. Aktuelles über das Kiezmagazin und die ehrenamtliche Bürgerredaktion gibt es jederzeit auf dem Redaktionsblog unter www.brunnenmagazin.wordpress.com.

Thema	Seite
Autoren und Impressum	2
Drei weitere Jahre Kiezmagazin	3
Die Kilowatt sollen runter	4
Goldene Erinnerungen	6
Kolumne: Ja, wo leben wir denn!	7
Themen-Schwerpunkt:	
Einkaufen und Lebensmittel retten	
Das letzte Stück nehm' ich!	8
Gibt es genug Läden im Kiez?	10
Unterschriftenaktion für Erhalt des Kauflands	12
Ein Geschenk des Himmels	13
Einstürzende Illusionen	14
Gestern & heute: Gerichtstraße	17
Begraben im Schatten der Mauer	18
Schokolade für die Kinder	20

Gefördert durch:



Unter Beteiligung von:

Drei weitere Jahre Kiezmagazin

Das Kiezmagazin im Brunnenviertel gibt es schon seit vielen Jahren. Seit 2015 wird es von einer ehrenamtlichen Bürgerredaktion herausgegeben. Nun ist die Finanzierung für drei weitere Jahre sicher – bis Ende 2025. Von Dominique Hensel

Die Texte in diesem Kiezmagazin schreiben Nachbarinnen und Nachbarn aus dem Kiez. Insgesamt beteiligen sich derzeit 20 Personen regelmäßig oder gelegentlich am Kiezmagazin. Alle Schreiber und Fotografen arbeiten ehrenamtlich. Trotzdem wird für die Produktion des Heftes Geld benötigt: für die professionelle Betreuung der Redaktion, für Weiterbildungen, für das Layout, für den Druck und die Verteilung des *brunnen*. Seit dem Sommer 2015 wird die Bürgerredaktion mit Mitteln vom Quartiersmanagement Brunnenstraße unterstützt und kann so die anfallenden Kosten bezahlen. Seit drei Jahren beteiligt sich auch das Wohnungsunternehmen degewo an der Förderung.

Die Förderung ist jeweils zeitlich begrenzt, die aktuell zugesagte Förderung endet regulär am 31. Dezember. Bis dahin kann neben diesem Heft, es ist die insgesamt 30. Ausgabe, in diesem Jahr noch eine Foto-Sonderausgabe erscheinen. Doch nun ist klar: Danach ist nicht Schluss. Kürzlich hat der Quartiersrat, ein Bürgerrat beim Quartiersmanagement, für eine weitere Förderung der Bürgerredaktion gestimmt. Auch die degewo verlängert ihre Unterstützung um weitere drei Jahre. Wir freuen uns über diese Wertschätzung, die finanzielle Hilfe und über die Möglichkeit, weiterhin für und über den Kiez schreiben zu können. Vielen Dank!

In den kommenden drei Jahren werden also weiterhin jeweils fünf Kiezmagazine im Jahr erscheinen: vier reguläre Hefte und ein Sonderheft. Die erste Ausgabe im Jahr 2023 ist für März/April geplant. Auch sonst bleibt alles beim Alten. Auf dem Redaktionsblog www.brunnenmagazin.wordpress.com werden alle Artikel aus den gedruckten Heften auch digital erscheinen, auf Instagram (www.instagram.com/brunnenmagazin) melden wir uns darüber hinaus immer wieder mit Blicken hinter die Kulissen der Bürgerredaktion und des Brunnenviertels.

Gelegentlich werden wir auch zu Veranstaltungen im Kiez einladen, die für alle im Kiez offen sind. In der Vergangenheit haben wir zum Beispiel mehrfach Lichtbildervorträge, einen Konfekt-Workshop, eine Ausstellung und mehrere journalistische Weiterbildungen organisiert. Auch diese Termine werden auf dem Redaktionsblog angekündigt.

Mitstreiter gesucht!

Unser Kiezmagazin lebt von den Texten und Fotos der ehrenamtlichen Kiezredakteure. Jeder, der ein Thema aus dem Kiez aufgreifen möchte, eine Neuigkeit zu erzählen hat oder einen Blick in die Kiezgeschichten werfen möchte, kann das im Kiezmagazin mit anderen im Viertel teilen – wir unterstützen dabei! Regelmäßig treffen wir uns zu öffentlichen Redaktionssitzungen. Die Termine werden auf dem Redaktionsblog veröffentlicht. Wir freuen uns immer über neue Mitstreiterinnen und Mitstreiter! Per E-Mail (kiezreporterin@gmx.de) kann die Kontaktaufnahme auch erfolgen.



Das Titelblatt der allerersten Ausgabe des neuen Kiezmagazins. Das Heft erschien am 12. September 2015.



Das Vikihaus wurde 2018 eröffnet. Es ist mit einer Wärmepumpe ausgestattet, braucht für den Betrieb aber Strom. Foto: Andrei Schnell

Die Kilowatt sollen runter

Weil die Kosten für Gas und andere Energieträger drastisch gestiegen sind, muss sich auch der Sport mit Einsparmaßnahmen beschäftigen. Dabei zeigt sich: Eisstadion, Hallenbäder und Sportarenen sind Großverbraucher. Auf die Schnelle lässt sich das nicht ändern. *Von KiezSportLotsin Susanne Bürger*

Der vom Bundeswirtschaftsministerium erstellte Notfallplan Gas setzt den Kommunen Sparvorgaben. Der Bezirk Mitte muss beispielsweise zehn Prozent Energie einsparen. Die etwas hilflose, aber effektive Antwort: einfach abschalten. Die Eislauf-Saison startet dieses Jahr im Weddinger Erika-Heß-Eisstadion einen Monat später als üblich, also im Dezember statt im November. Der Bezirk ist Betreiber der Anlage und kann so 60.000 bis 70.000 Kilowattstunden Energie einsparen. So viel wird pro Monat für den Erhalt der Außen-Eisfläche und die Beleuchtung verbraucht. Bleibt die Frage, ob so eine Eisanlage noch eine Zukunft hat.

Andernorts lautet das Mittel der Wahl beim Energiesparen: Heizung drosseln. In den Freibädern blieben zuletzt die Außenbecken unbeheizt. Das störte auch im Sommerbad Humboldtthain nicht viel, der Sprung ins Wasser war umso erfrischender. In den Hallenbädern ist das Wasser nun maximal 26 Grad warm. Ein bisschen weniger Komfort ist für die Erwachsenen erträglich, Hauptsache die Hallenbäder bleiben geöffnet. Doch Kinder können im Wasser schneller auskühlen, vor allem, wenn sie nicht dauerhaft in Bewegung sind. Konsequenzen hat das schon für Kinder-Schwimmkurse: Die meisten Anbieter haben die Dauer einer Einheit von 45 auf 30 Minuten verkürzt, dafür gibt es ein oder zwei Kurstermine mehr.

Beim Betrieb der Traglufthalle am Kombibad Seestraße musste zwischen Energiesparen und zusätzlichen Flächen für das Schwimmen abgewogen werden. Die Entscheidung fiel zugunsten der Errichtung der Trag-

lufthalle. Auch diese Wintersaison werden die Außenbecken des Kombibads Seestraße überdacht und dadurch nutzbar bleiben.

Und im Brunnenviertel? Die im Oktober 2021 fertiggestellte große Sporthalle der Vineta-Grundschule wurde nach neuen Standards gebaut. Stand der Technik ist eine LED-Beleuchtung mit Präsenzmeldern und Tageslichtsensoren. Aber sonst sind die Sporthallen im Bezirk in einem eher schlechten Zustand. „Viele Möglichkeiten zum Energiesparen als Nutzer einer Sporthalle sehe ich nicht“, so Christoph Eßer, Vereinsvorsitzender der Weddinger Wiesel. Die Hallenbeleuchtung einzusparen oder nur mit halber Stärke anzuschalten, sei keine Option, wenn es um 17 Uhr draußen schon dunkel ist.

Bei den Sportplätzen sind Flutlichtanlagen Stromfresser. Die Beleuchtung der beiden Sportplätze im Brunnenviertel, einer in der Stralsunder Straße, der andere an der Heinrich-Seidel-Grundschule, scheint noch nicht auf LED umgerüstet zu sein. Die Vereine als Nutzer sind sensibilisiert und achten darauf, sparsam mit den Ressourcen umzugehen.

Energie soll vor allem bei der Heizung eingespart werden. Die Raumtemperatur in Sporthallen und Funktionsgebäuden wird im Winter maximal 17 Grad Raumtemperatur betragen. Für bewegungsintensive Sportarten mag das unproblematisch sein. Ob Kinderturn- oder Seniorengymnastik-Gruppen aber ohne Zwangspausen über den Winter kommen, muss sich erst zeigen.



Die Sporthalle der Vineta-Grundschule ist erst 2021 fertig geworden. Sie wurde nach neuesten Standards gebaut. Zusätzliches Energie-Einsparpotenzial gibt es hier kaum. Fotos: Sulamith Sallmann

Der Verein SV Rot-Weiß Viktoria Mitte hat beim 2018 eröffneten Vikihaus auf nicht-fossile Energieversorgung gesetzt: Das Haus verfügt über eine Wärmepumpe. Strom benötigt die Pumpe dennoch für den Betrieb. „Damit sind wir nicht komplett sorgenfrei,“ so Elias Bouziane, zweiter Vereinsvorsitzender. „Wir bekommen unsere Abrechnung über das Bezirksamt immer erst ein Jahr später, die Auswirkungen sind damit für uns schwer absehbar.“

So geht es vielen Betreibern und Nutzern von Sportstätten: Sie reduzieren den Verbrauch, aber ob es am Ende reichen wird, wissen sie nicht. Laut Berliner Bäder-Betrieben können nach der energetischen Sanierung eines Hallenbades bis zu 80 Prozent Energiekosten gespart werden. So einen großen Wurf bräuchte die Mehrzahl der Sporthallen in Berlin. Häufig wurden solche Maßnahmen bislang aus Kostengründen abgelehnt. Der Bumerang kommt nun über die Heiz- und Stromrechnung zurück.



Die Traglufthalle in der Seestraße wurde auch in diesem Jahr und trotz Energiekrise aufgebaut. Foto: Sulamith Sallmann

Goldene Erinnerungen

Dunja Berndt hat das Herbstleuchten in ihrem Kopf abgespeichert, damit es sie durch den Winter trägt.

Nun ist sie wieder da: die kalte und dunkle Jahreszeit mit ihrem unangenehmen Begleiter, dem stetig kalten Wind. Gefühlt dauern diese Monate für manch einen Jahre und ziehen sich hin wie ein olles Kaugummi. Für mich persönlich ist der Februar stets der schlimmste Monat. Er möchte irgendwie niemals enden.

Das Jahr 2022 hat uns einen bunten, warmen und wundervollen Oktober geschenkt. Dafür bin ich sehr dankbar. Ich habe jede Möglichkeit für Spaziergänge in den zahlreichen Parkanlagen dieser Stadt genutzt, mich an dem herbstlichen Farbenreigen erfreut, das duftende Laub gerochen und den Eichhörnchen zugeschaut, wie sie scheinbar federleicht von einem Baumwipfel zum anderen schwebten. Diese Möglichkeiten nutzte ich bei weitem nicht alleine. Und das ist gut so.

Farbenpracht gab es dabei nicht nur in den großen Parkanlagen. Auch die Gleim-Oase hatte allerhand zu bieten: Der wilde Wein, der die Torskulptur mittlerweile komplett umrankt, war herrlich rot gefärbt. Die Mahoniensträucher und die Ahornbäume waren einfach bunt und schön anzusehen. Es erstaunt mich immer wieder, wie viel Natur sich auf dem kleinen Gelände abspielt.

Der Winter wird nicht nur wettertechnisch für die meisten Mitmenschen eine Herausforderung. Und damit meine ich nicht speziell die obdachlosen Mitbürger:innen, für die jede Zeit eine harte Herausforderung ist, sondern all jene, denen gestiegene Preise und der Ukraine-Krieg in unserer Nachbarschaft zusetzen. Trotz oder erst recht wegen all der Unsicherheiten hatte ich beschlossen, diesen goldenen Oktober sehr bewusst wahrzunehmen und ihn fest in meinem Gedächtnis zu speichern.

Wenn mir dann in der dunklen Zeit alles zu viel wird, werde ich die Bilder der bunten Bäume und Sträucher, den Geruch des Laubs und auch die Eichhörnchen wieder aus dem Gedächtnisspeicher hervorkramen. Das hilft zwar in der Realität nicht weiter, aber es tut ungemein gut.



Herbstfarben auf der Gleim-Oase. Fotos: Dunja Berndt



Liebe Leserin, lieber Leser,

als Kenner dieser Kolumne leben Sie in der Regel in der Region Brunnenstraße Nord – aber was antworten Sie auf die Frage „Wo leben Sie?“ Brunnenstraße Nord? Brunnenviertel? Wedding? Gesundbrunnen? Mitte? Die Antwort: „Umgeben von ... (hier bitte ein beliebiges beleidigendes Wort einsetzen)“ zählt nicht, da zu ungenau.

Der Wedding hat seinen Ursprung in etwa bei der Weddingstraße, oberhalb des Nettelbeckplatzes. Dort wird das erste Dorf dieses Namens vermutet, gegründet wohl zu Anfang des 13. Jahrhunderts. Es hatte nicht lange Bestand, erst Anfang des 17. Jahrhunderts entstand am gleichen Ort das Vorwerk (ein landwirtschaftlicher Nebenhof eines Gutshofes) Wedding. Von jetzt an wuchs der Wedding zu einem eigenständigen Dorf. Im Osten des Wedding wurde zu Beginn des 18. Jahrhunderts einer Quelle an der Panke geschäftstüchtig Heilwirkung attestiert und sogleich ein „Gesundbrunnen“ genanntes Kur- und Heilbad errichtet (jetziger Name: Luisenbad).

Und das heutige Brunnenviertel? Während sich Mitte des 19. Jahrhunderts entlang der Ackerstraße die Besiedlung Richtung Wedding hocharbeitete, war östlich davon noch Ödnis. Später standen hier dann Mietskasernen und gehörten zur Rosenthaler Vorstadt, das Gebiet links von der Brunnenstraße gehörte zur Oranienburger Vorstadt. Da also noch nix mit Wedding oder Gesundbrunnen!

Zum Weiterlesen beim Weddingweiser:



&



Straube-Plan von Berlin 1874:

Übersicht über die Verwaltungsregionen in Mitte:



Ja, wo leben wir denn!

Bezirksamt Mitte: „Herr Uhländer, sagen Sie nicht Sie arbeiten im Wedding. Es gibt eine Region die heißt Wedding, und da arbeitet eine Kollegin von Ihnen. Sie arbeiten in Brunnenstraße Nord.“

Herr Uhländer: „Deren Region heißt Wedding-Zentrum, es muss also außerhalb des Zentrums auch noch Wedding geben. Und da arbeite ich.“

Bezirksamt Mitte: „Nein.“



Historisch korrekt: Das Schild am Bahnhof Eberswalder Straße weist Richtung Brunnenviertel. Foto: Dominique Hensel

1861 wurden beide in Berlin eingemeindet und erst mit der Gründung von Groß-Berlin 1920 kamen jene Teile der Rosenthaler und Oranienburger Vorstadt, das heutige Brunnenviertel, dazu und bildeten 81 Jahre lang den Bezirk Wedding. Die Trennung zwischen den Ortsteilen Wedding und Gesundbrunnen verlief entlang der Reinickendorfer Straße, was paradoxerweise dazu führte, dass die Keimzelle des Wedding an der Weddingstraße nun in Gesundbrunnen lag. Mit der Bezirksreform 2001 wurde ganz Wedding Teil von Mitte und der Altbezirk neu geteilt entlang der Pankstraße, Prinzenallee und Osloer Straße, wobei die Weddingstraße nun ganz am Rand, aber richtigerweise wieder im Wedding in der Region Wedding-Zentrum liegt.

Also, wo leben Sie?

Gespannt auf ihre Antworten bleibt
Ihr Stadtteilkoordinator
Jochen Uhländer

Das letzte Stück nehm' ich!

Lebensmittel wegwerfen, muss das sein? Unser Autor Andrei Schnell hat die App „Too Good To Go“ ausprobiert. Dabei beobachtet er an sich eine ganze Reihe von Gefühlen. Die App weckt Kindheitserinnerungen, ist ein Spielzeug, ein Preishammer und ein Naherkundungs-Ratgeber. Fazit: Lebensmittel mit dem Handy vor dem Mülleimer zu bewahren, folgt nicht nur dem Wunsch, Gutes zu tun.

„Das ist zu schade, wegzuworfen.“ In meiner Kindheit sprachen die Erwachsenen nicht immer vollständig und grammatikalisch vorbildlich. Wichtiger war, nicht geschwollen reden. Die Eltern sagten: Wegschmeißen kommt nicht in die Tüte. Tapetenreste, Erbstücke, Wurstscheiben – immer schauten die Großen, ob es noch zu verwenden sei. Im Fall von Essensresten lautete die Formulierung, „ob es noch gut“ sei. Das heißt, ich spüre eine gewisse konservative Ader in mir, wenn ich die hippe App „Too Good To Go“ auf mein Handy lade. Das zeitgemäße Wort Lebensmittelrettung ist für mich im Grunde der Satz meiner Kindheit: „Dem fehlt doch nichts.“

Ich rette also Lebensmittel. „Too Good To Go“ zeigt mir seit ein paar Tagen, welche Läden mitmachen. Es ist wie bei einem Handspiel. Wenn ich mit Finger nicht auf das Symbol tippe, wirft das Geschäft Brötchen oder gar Mahlzeiten des Tages weg. Dabei muss ich wie bei allen anderen Spielen auf dem Smartphone schnell sein, denn die besten Sachen sind nach wenigen Minuten ausverkauft.

Mein erster erfolgreicher Treffer führt mich zur Tankstelle in der Usedomer Straße Ecke Brunnenstraße. Für 3,50 Euro habe ich eine Überraschungstüte gekauft. Ich weiß nur, die Tasche wird Backwaren enthalten. Erste Überraschung für mich: Auch für die junge Frau hinter dem Tresen ist die App etwas Neues. Tankrechnungen einzutippen und Kreditkarten entgegenzunehmen, das kann sie blind. Aber nun greift sie erst einmal zum Telefon. Ich kann ihr nicht helfen, auch ich weiß nicht, wie normalerweise alles abläuft. Derweil bildet sich eine Schlange, denn wer clever tankt, tankt abends. Und für den Abend lotste mich die App zur Aral. Am Ende gehe ich mit einer Tüte mit zehn verschiedenen, teilweise belegten Brötchen nach Hause.



Obst und Gemüse, gerettet bei der Bio Company in der Chausseestraße. Foto: Dominique Hensel

Der Warenwert: 10,50 Euro. Was für ein Schnäppchen denke ich. Der Sparfuchs in mir jubelt.

Angefeuert vom ersten Versuch blicke ich wieder in die Preishammer-App, bei der ich nur ein Drittel des Warenwerts bezahlen muss. Und ich entdecke, dass auch Hotels mitmachen. Meine zweite Station führt mich knapp über die Grenzen des Brunnenviertels hinaus zum City-Light-Hotel in der Böttgerstraße. Das kannte ich zuvor nicht. Die App entpuppt sich hier als Reiseführer im eigenen Kiez. Am Buffet darf ich mich selbst bedienen. Später lerne ich, dass andere Hotels das anders handhaben. Ich finde diese Art der Rettung großartig, weil ich mir nur das nehme, was mir wirklich schmeckt. Salat mit und ohne Fleisch, Rührei, Wurst, Käse, Tomaten. Ein Mann räumt nach mir die Teller und Schüsseln ab und freut sich mit mir. „Ich nutze die App auch, ist total toll.“ Er weiß auch, dass er mich auffordern muss, dass ich in meiner App wischen muss. Damit bestätige ich die Abholung und kann nicht zweimal abstauben.

Große Augen machen Ann-Kathrin Mätzold und Marta Susid vom Café Freysinn, als ich mit der App komme. Sie kennen mich als Nachbar und normalen Gast und jetzt möchte ich bei ihnen Essen retten. Das Café Freysinn macht nur freitags mit, dafür gibt es hier richtiges Mittagessen. Für mich eine schöne Abwechslung auf dem Speisezettel und ein Gespräch unter Freunden gibt es für mich gratis dazu. Vor wenigen Jahren habe ich manchmal Mitarbeiter von „Too Good To Go“ im Freysinn getroffen. Das Unternehmen, das 2015 in Dänemark gegründet wurde, hatte seinen Deutschlandsitz von 2017 bis 2020 gleich um die Ecke im AEG-Gelände. Inzwischen sind sie nach Kreuzberg umgezogen.

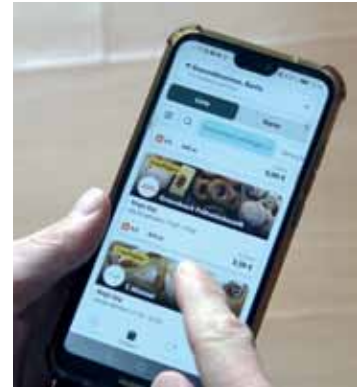
Wenn ich von „Too Good To Go“ erzähle, bin ich voller Begeisterung. Doch manche Zuhörer sind kritisch. „Da gibt es ja vor allem Backwaren.“ Das trifft zu. Geschäfte wie die Kornbäckerei sind zahlreich vertreten. Das stimmt mich nachdenklich. Wie kann es sein, dass hohe Gaspreise Deutschlands Bäcker drücken und gleichzeitig täglich Unmengen Brot und Brötchen zu viel gebacken werden? Die Welt ist verrückt. Andere merken an, dass man mit der App nicht einfach das kaufen kann, worauf man Lust hat. Auch das stimmt, wer nicht gerade in Entdeckerlaune ist, dem fallen die Unterschiede zum eingeübten Online-Shopping auf.

Grundsätzlich ist diese Kritik: „Da werden ja alle Daten von dir gesammelt.“ Auch das stimmt natürlich. Irgendwann weiß „Too Good To Go“ genau, was ich

am liebsten esse und wo ich einen Mäkelbogen mache. Das Handy ist eine Datenkrake, und zwar jede einzelne App auf ihm. Hinnehmen oder das Gerät für immer zur Seite legen? Und wer wirklich kein Handy und keine Kreditkarte hat, der kann übrigens den Fairteiler im Olof-Palme-Zentrum nutzen. Dort gibt es vor der Mülltonne gerettete Lebensmittel einfach so. Ohne Smartphone. Ohne Nachweis einer bestimmten Armutform. Ohne Lichtbildausweis. Und ganz ohne Geld.

Was denke ich nach den ersten Tagen mit meiner neuen App? Für mich ist sie gut, weil ich Überraschungen mag, weil ich gern Neues entdecke, weil ich gern preisbewusst einkaufe. Und ja, natürlich auch, weil ich Gutes tun möchte und Lebensmittel rette. Die App sagt mir, dass ich mit 15 Abholungen inzwischen 38 Kilogramm CO₂ eingespart habe. Ein schöner Nebeneffekt eigentlich.

Die App von „Too Good To Go“ kann kostenfrei im App Store und im Google Play Store heruntergeladen werden.



Lebensmittel retten geht auch per App.
Foto: Dominique Hensel

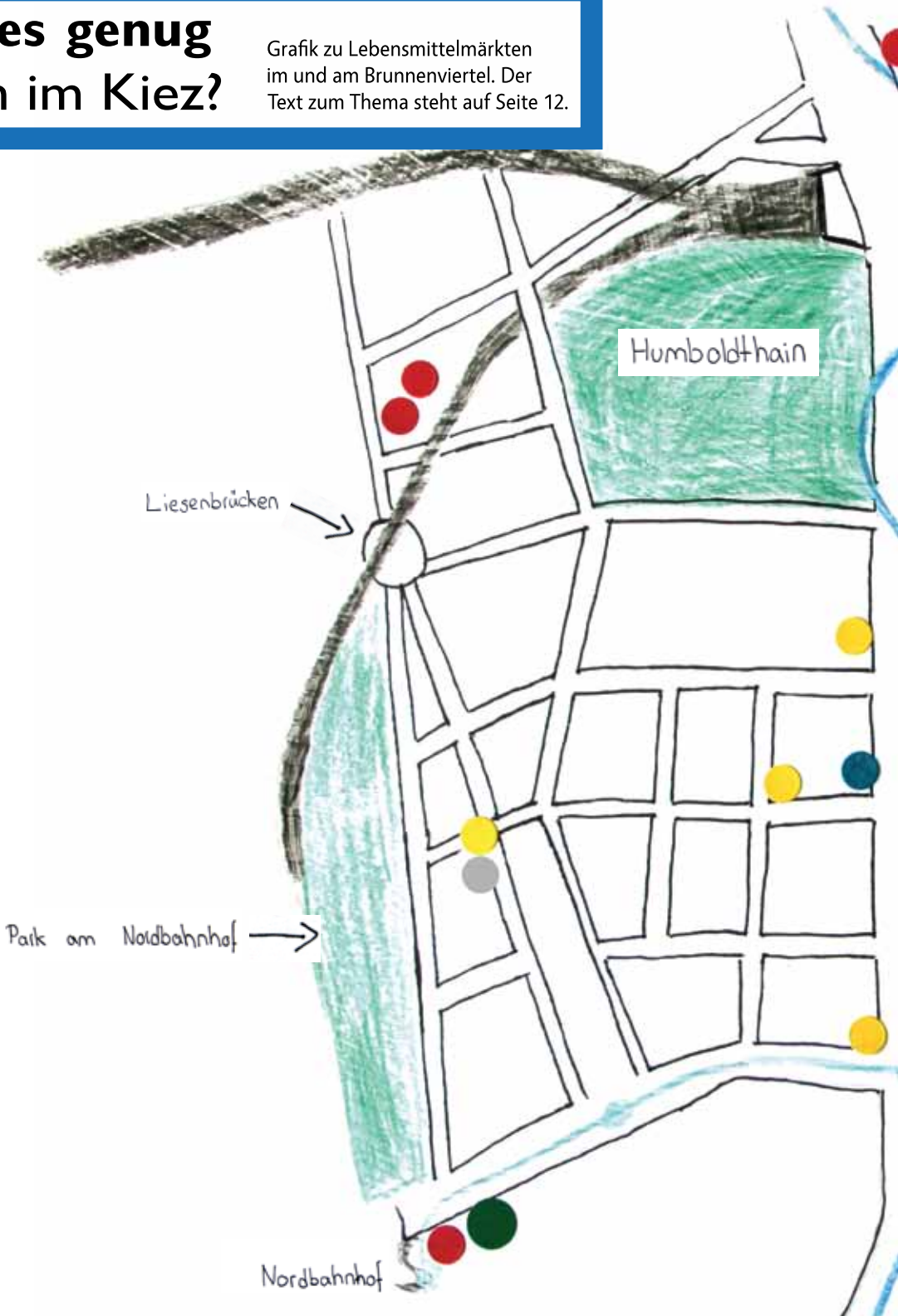


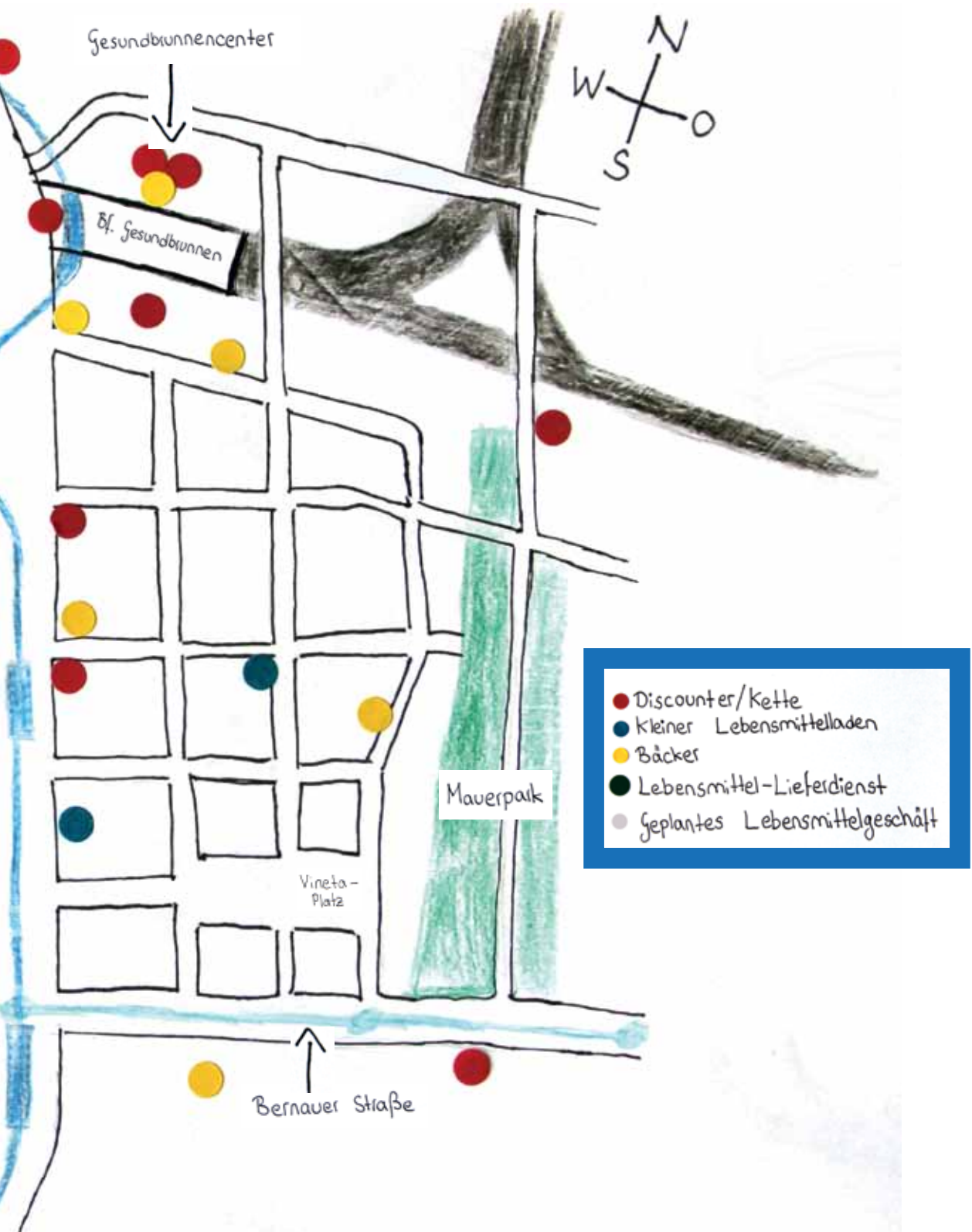
Brötchen, belegt und ohne Belag, gerettet bei der Bäckerei „Mond & Sterne“ in der Ramlerstraße. Nach Ladenschluss wären sie sonst in der Mülltonne gelandet. Nun gingen sie zu einem stark reduzierten Preis über die Ladentheke.

Foto: Dominique Hensel

Gibt es genug Läden im Kiez?

Grafik zu Lebensmittelmärkten im und am Brunnenviertel. Der Text zum Thema steht auf Seite 12.





Gibt es genug Läden im Kiez?

Wie viele Lebensmittelgeschäfte braucht das Brunnenviertel? Mit dieser Frage hat sich unser Autor Jakob Hensel (14 Jahre) in diesem Text und mit der Karte auf den Seiten 10 und 11 beschäftigt.

Wird es immer schwerer, im Brunnenviertel Lebensmittel einzukaufen? Mit dieser Frage beschäftigte sich der Kiezspaziergang „Wandel ohne Handel?“, von dem schon im vergangenen Heft Fotos veröffentlicht wurden. Weil ich selbst nicht das Gefühl habe, dass Einkaufen im Brunnenviertel schwierig ist, habe ich mich mit diesem Thema befasst.

Tatsächlich haben in den letzten zehn Jahren in unserem Kiez mehrere Läden geschlossen: Kaiser's, Aldi und Norma in der Brunnenstraße sowie Edeka am Ackerplatz. Andererseits sind im Kiez und an dessen Rand auch neue Einkaufsmöglichkeiten hinzugekommen. So wurde der Norma durch einen neuen Penny ersetzt, der real-Markt im Gesundbrunnencenter durch Rewe und es sind drei Denns-Biomärkte dazugekommen. Außerdem gibt es für alle, die nicht so weite Strecken laufen können oder wollen, am Nordbahnhof seit Kurzem einen Flink-Lieferdienst. Er bringt mit Lastenrädern Lebensmittel zu Supermarktpreisen direkt an die Haustür.

Zudem gibt es noch kleinere Lebensmittelgeschäfte wie zum Beispiel den türkischen Laden in der Brunnenstraße 117, ein orientalisches Lebensmittelgeschäft in der Brunnenstraße 65 und Spätis wie den Multi-Shop Eisenkralle in der Swinemünder Straße 86. Zusätzlich zu den Backabteilungen in den Supermärkten gibt es außerdem noch viele Bäcker im und am Brunnenviertel.



Einkaufswagen in der Brunnenstraße. Foto: Dominique Hensel

Zurzeit wird nach einem Nachfolger für den Edeka am Ackerplatz gesucht. Wie man auf der Karte gut erkennen kann, ist an dieser Stelle gerade ein Einkaufsloch im Kiez. Der Laden wird momentan sehr vermisst. Viele hoffen, dass die degewo, Eigentümerin der Häuser, bald einen neuen Supermarktbetreiber findet. Abgesehen davon ist das Brunnenviertel meiner Meinung nach gut mit Lebensmittelmärkten ausgestattet, besonders am Bahnhof Gesundbrunnen.

Beim Kiezspaziergang gab es Kritik wegen einer möglichen zukünftigen Schließung des Kauflands. Der Investor hatte angekündigt, das Gebäude abzureißen, neu zu bauen und möglicherweise einen kleineren Lebensmittelladen zu integrieren. Meiner Meinung nach gibt es am Gesundbrunnen eine hohe Dichte an Läden. Würde Kaufland durch einen kleinen Supermarkt ersetzt, wäre die Einkaufssituation im Kiez weiterhin gut.

Unterschriftenaktion für Erhalt des Kauflands

Im Brunnenviertel gibt es auch Stimmen, die sich mehr oder zumindest konstante Einkaufsmöglichkeiten wünschen. Sie richten sich vor allem gegen eine mögliche Schließung des Kauflands am Gesundbrunnen. Der Brunnenviertel e.V. hat unter der Überschrift „Kaufland-Gebäude soll bleiben“ eine Unterschriftenaktion initiiert. Der Verein fordert, dass der Einkaufsstandort am Bahnhof Gesundbrunnen so erhalten bleibt, wie er ist: mit großem Parkhaus, SB-Waren-

haus, DHL-Dienstleister, Fitness-Studio und mehreren Billig-Anbietern. Der Stadtteilverein möchte 1000 Unterschriften sammeln und damit einen Einwohnerantrag einbringen. Dann würde sich die Bezirksverordnetenversammlung mit dem Thema befassen. Bis Anfang November hatte der Verein über 600 Unterschriften gesammelt. Wer das Anliegen unterstützen möchte, kann werktags in den Vereinsräumen in der Graunstraße 28 unterschreiben. (Red)

Ein Geschenk des Himmels



Die Tafel weist den Weg zu Rock- und Kirchenliedern im Gemeinschaftsgarten Niemandsland. Fotos: Michael Becker

Eine Kreidetafel lehnt an der Kapelle der Versöhnung an der Bernauer Straße. Sie weist den Weg zur Feier des Sonntags in den angrenzenden Garten Niemandsland. Unser Autor Michael Becker war bei dieser besonderen Veranstaltung und berichtet davon.

Schon von Weitem springen vertraute Harmonien eines alten Songs von van Halen ins Ohr: „Jump“. Vor der Hinterlandsmauer des Niemandsland-Gartens spielen ein Keyboarder und ein Cellist. Eine Chorsängerin des Vokalensembles vom Gesundbrunnen überträgt den Ruf van Halens: Springt!

Der Programmzettel macht neugierig. Kirchenlieder und Rocktitel sind bunt gemischt. Rocklegenden wie „Stairway To Heaven“ (1971, Led Zeppelin) und „Knocking On Heaven's Door“ (1973, Bob Dylan) sind aufgeführt. Die Texte sind ausgedruckt – zum Mitsingen. Sie drehen sich immer um ein Thema: den Himmel. Die Gemeinde der Versöhnungskapelle hat den Himmel in den Mittelpunkt ihrer musikalischen Andacht gestellt. Hannah Engels vom Vokalensemble eröffnet die Themenreise einfühlsam mit „Knocking On Heaven's Door“. Ute Zimmermann, seit 2016 und damit von Anfang an als Gärtnerin im Niemandsland dabei, erläutert die Story des Western-Films „Pat Garrett and Billy the Kid“ von 1973. Der Film klingt mit diesem Song aus. Der Kampf um Gesetz und Recht hat Opfer gekostet. Der sterbende Filmprotagonist legt Sheriffstern und Pistole ab. Für die Himmelspforte braucht er sie nicht mehr. Frank Rommel, ebenfalls seit 2016 Gärtner im Niemandsland, stellte dem Song „Stairway To Heaven“ seinem

prägendsten Kindheitserlebnis gegenüber. Seine Mutter betreute um 1960 als Krankenschwester in Thüringen Umsiedler des Weltkriegs nach 1945. Als sie ihn einmal zur Sterbebegleitung einer Aussiedlerin mitnahm, verwunderte ihn das Lächeln auf deren Gesicht. Seine Mutter erklärte: Es bilde ihren Glauben ab. Für sie ginge der Himmel auf.

Auch die drei Musiker:innen berichteten zu ihren Himmelerfahrungen. Keyboarder Michael Kanert erinnerte an Luthers Praxis, dem Volk aufs Maul zu sehen. Der habe zum Beispiel auch beliebte weltliche Melodien genutzt, um religiöse Inhalte wie „Vom Himmel hoch da komm ich her“ zu unterlegen. Cellist Robert Weber berichtete von seinem Gefühl der Geborgenheit, die das Himmelszelt, von der Wasseroberfläche eines Sees aus wahrgenommen, ausgelöst hatte. Sängerin Hannah Engels stellte im Anschluss ihrer Darbietung „Schrei nach Liebe“ (1993, Die Ärzte) eine ungewöhnliche Frage: Können Neonazis in den Himmel kommen?

Alle Vorträge waren so nachdenklich wie lebendig, frei erzählt. Eine interessante demokratische Herangehensweise an eine Andacht nur durch die Gemeinde. Der Pastor hatte an dem Sonntag frei. Schönes Erlebnis dazu: die alten Männersongs mal im Gewand einer Frauenstimme hören zu können. Das Thema Himmel bietet viel Raum für weitere Projektionen. Es sei an den Wenders-Film: „Der Himmel über Berlin“ mit Otto Sander und Bruno Ganz von 1987 erinnert. Einer der beiden Engel verliebt sich in eine Zirkustänzerin. Er ist bereit, für sie seine Unsterblichkeit aufzugeben.



Das Ende. Pruitt-Igoe wird 1972 dem Erdboden gleichgemacht. Foto: Wikimedia Commons, gemeinfrei.

Einstürzende Illusionen

Vor 50 Jahren wurde in der US-amerikanischen Stadt St. Louis ein komplettes Wohnviertel gesprengt. Es war das im wahrsten Sinne des Wortes krachende Scheitern einer Utopie. Was das mit dem Brunnenviertel zu tun hat, erzählt Alexander Dowe.

Das Spektakel wurde sogar im Fernsehen übertragen: Auf einem 23 Hektar großen Areal explodierten fast gleichzeitig 33 elfstöckige Wohnhäuser und sanken nacheinander in Trümmer (Foto oben). Knapp 3000 Wohnungen für etwa 10.000 Menschen waren mit einem Schlag zerstört. Mitten im Frieden.

Nun sind Sprengungen von Gebäuden an sich nicht ungewöhnlich. Aber das Ereignis in St. Louis im US-amerikanischen Bundesstaat Missouri ist insofern etwas Besonderes, weil das Quartier erst siebzehn Jahre zuvor – begleitet von großen Hoffnungen und Erwartungen – fertiggestellt worden war. Was war passiert? Gab es technische Mängel, weshalb die Neubauten (und als solche darf man sie ja durchaus noch bezeichnen) in die Luft gejagt wurden? Oder waren sie illegal errichtet worden und mussten daher wieder beseitigt werden?

Rückblende: 1947 plante die Stadtverwaltung von St. Louis, ein heruntergekommenes Viertel komplett abzureißen, um dort ein „zukunftsweisendes Projekt der Stadterneuerung und Armutsbekämpfung“ zu realisieren. Ein Volksentscheid lehnte die aufwendige Flächensanierung jedoch ab, weil dafür die finanziellen Mittel fehlten. Das änderte sich, nachdem die US-Regierung im Jahr 1949 den National Housing Act beschlossen hatte, ein Gesetz, das unter anderem vorsah, den sozialen Wohnungsbau großzügig zu fördern. Auch St. Louis profitierte von dem plötzlichen Geldsegen. Die Stadtverwaltung konnte nun endlich ihren drei Jahre zuvor gefassten Plan umsetzen und so wurde der Architekt Minoru Yamasaki beauftragt, ein modernes Wohnviertel zu planen. Nebenbei bemerkt: Derselbe Yamasaki war es auch, der im Jahrzehnt darauf die berühmten Zwillingstürme des World Trade Centers entwarf, das von 1973 bis 2001 die Skyline von New York prägte.

Nachdem das alte Quartier abgetragen worden war, entstand auf der freigewordenen Fläche die Großstadtsiedlung Pruitt-Igoe – benannt nach einem

schwarzen Luftwaffenpiloten und einem weißen Abgeordneten. 1955 wurde der Neubaukomplex feierlich eingeweiht (Foto unten).

Zunächst schien alles in bester Ordnung: Bilder von glücklichen Menschen in hellen, modernen Wohnungen in einem sauberen, aufgeräumten Umfeld. Das unansehnliche alte Viertel war nun aus der Stadt getilgt und mit ihm würden bald auch sämtliche sozialen Probleme und Verwerfungen verschwunden sein – so die Vorstellung der Planer.

Schon bald zeigten sich Risse in der scheinbaren Idylle. An notwendige Infrastruktur wie Spielplätze, Schulen, Einkaufsmöglichkeiten und Verkehrswege war kaum gedacht worden. Hinzu kam, dass die Siedlung noch in den Zeiten der Rassentrennung geplant worden war, nach der Schwarze und Weiße jeweils in eigenen Wohnblöcken wohnen sollten. Die Aufhebung dieser Bestimmung im Jahr 1956 hatte jedoch zur Folge, dass viele weiße Einwohner binnen kurzem aus Pruitt-Igou wegzogen.

Vor allem aber der damals in der gesamten westlichen Welt sich verstärkende Trend zur Abwanderung in die Vorstädte führte in den folgenden Jahren zu einem massiven Bevölkerungsrückgang. Viele Wohnungen in den Innenstädten standen deshalb leer, beinahe zwangsläufig folgten Verwahrlosung

und Vermüllung, Vandalismus und Kriminalität. All diese Faktoren trafen in besonderem Maße auf Pruitt-Igou zu. Bereits Mitte der Sechzigerjahre waren diese Missstände dort so weit fortgeschritten, dass die Stadt mit der Instandhaltung der Gebäude heillos überfordert war. Nach mehreren erfolglosen Versuchen zur Rettung des Quartiers zog die Stadtverwaltung die Notbremse und beschloss den Abriss. Ab dem Frühjahr 1972 erfolgte die Sprengung.

Vergleiche mit dem heutigen Brunnenviertel, um das es in diesem Heft ja eigentlich geht, scheinen auf den ersten Blick gewagt, vor allem, weil es erfreulicherweise noch existiert. Dennoch gibt es nicht wenige Gemeinsamkeiten.

Zunächst einmal waren es die städtebaulichen Ideen und Intentionen, die der Flächensanierung voringingen. Ähnlich wie in St. Louis sprach man auch in Westberlin von der „Gesundung des Wohnungselends“ und dass der südliche Wedding „das Odium der Zweitklassigkeit verlieren“ müsse. Moderne Sozialwohnungen in „Licht, Luft und Luxus“ sollten die Lösung sein (siehe Fotos auf Seite 16).

Ebenso wie in den USA wurden die betroffenen Bürger weder gefragt noch an den Planungen beteiligt. Hier wie dort flossen die Bundesmittel reichlich und am Ende standen auch im „Sanierungsgebiet Wed-



Schöne neue Welt? Pruitt-Igou in den Sechzigerjahren. Foto: Wikimedia Commons, gemeinfrei.

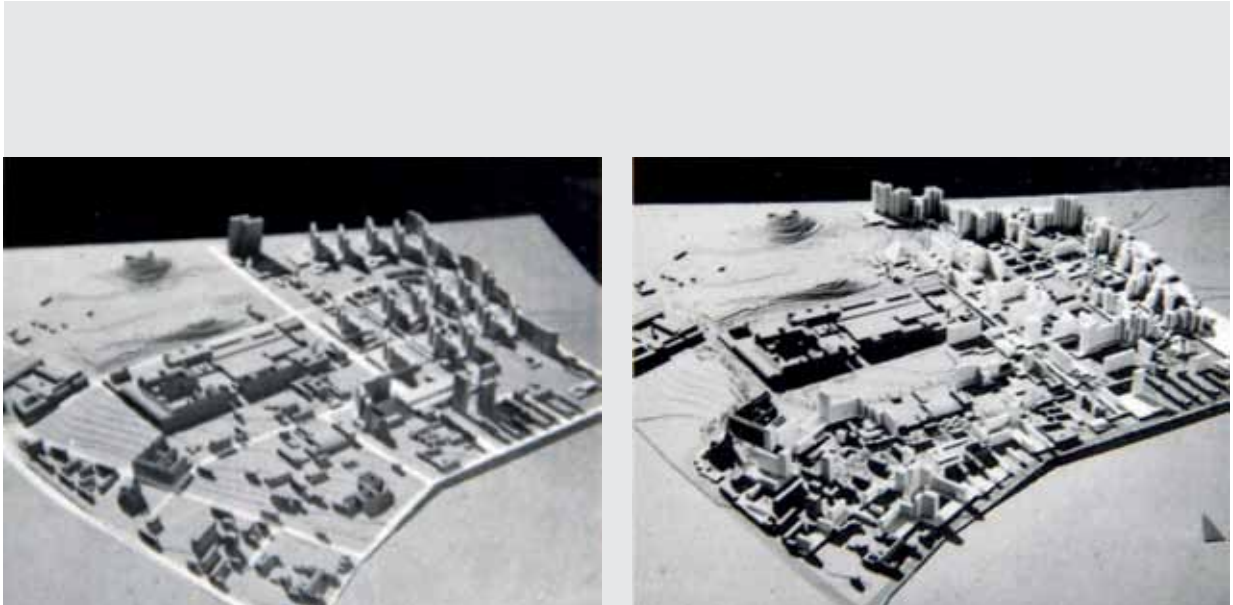
ding-Brunnenstraße“ neue Wohnhäuser ohne verbindende Infrastruktur.

Und wie in St. Louis kam es ebenfalls zu nicht vorhersehbaren Entwicklungen. So schlossen beispielsweise die AEG und Essig-Kühne ihre großen Betriebsstätten an der Brunnen- beziehungsweise Voltastraße. Der Wegzug von Fachkräften und zunehmende Arbeitslosigkeit waren die Folge, was sich nachteilig auf das Milieu und die Lebenslage der Bevölkerung auswirkte. Beides – mangelnde Infrastruktur und eine überdurchschnittlich hohe Quote von Sozialhilfeempfängern – prägen das Brunnenviertel bis heute.

Inzwischen gilt als unstrittig, dass die Idee der Flächensanierung, nämlich ein ganzes Wohngebiet ohne Rücksicht auf gewachsene historische, bauliche und soziale Strukturen zugunsten einer Neubebauung zu beseitigen, ein nicht zuletzt teurer Fehler war, ob in Pruitt-Igoe, an der nördlichen Brunnen-

straße oder wo auch immer. Als Irrtum erwies sich auch der Glaube, dass sich dadurch gesellschaftliche Missstände aus der Welt schaffen ließen.

Man kann sagen, dass der Fall Pruitt-Igoe einen entscheidenden Impuls zur Abkehr von der Flächensanierung gab, zumindest in der westlichen Welt. Zwar sind seitdem noch einzelne monströse Bauten in Innenstädten realisiert worden, jedoch wurden allzu radikale Abrisspläne überarbeitet, wenn nicht sogar gestoppt. So blieben unter anderem im „Sanierungsgebiet Wedding-Brunnenstraße“ Gründerzeitbauten, die schon für den Abriss vorgesehen waren, für eine Rekonstruktion erhalten – was sich am Ende sogar als kostengünstiger erwies. Zudem wurden bei Neubauten stärker lokale Strukturen und historische Eigenheiten berücksichtigt, wobei auch Wünsche der Bewohner Eingang in die Planung fanden. Die heute oft zitierte „behutsame Stadterneuerung“ nahm ihren Anfang. Insofern war der Nachhall der Detonationen in St. Louis auch im Wedding gehört worden.



Stadtvisionen: Zwei Entwürfe für das Sanierungsgebiet Wedding-Brunnenstraße aus dem Jahr 1963. Die Planungen, die von verschiedenen deutschen Universitäten stammen, sahen einen Totalabriss der alten Bebauung und eine nahezu völlige Überformung des alten Straßengrundrisses vor. Zur Orientierung: Links oben ist der Humboldthain, daran entlangführend die Brunnenstraße zu sehen.

Die Fotos stammen aus der Publikation „SWB Sanierungsgebiet Wedding-Brunnenstraße. Zustand und Planung, Bd. 1 und 2, Berlin 1966“, herausgegeben von der TU Berlin.

GESTERN



Foto: Sammlung Ralf Schmiedecke

Die Gerichtstraße ist mit der rechts ansteigenden Grenzstraße zur 1897 fertiggestellten Grenzstraßenbrücke über die Gleise der Berlin-Stettiner Eisenbahn zu sehen. Dahinter befindet sich ein Bau der jetzigen Humboldthain-Grundschule vom Berliner Stadtbaurat Ludwig Hoffmann. Im Vergleich zu 1907: der heute nahezu unverbaute freie Blick zu den Hinterhäusern der Hochstraße nahe dem S-Bahnhof Humboldthain.

Nach dem Hochgericht, der Hinrichtungsstätte auf dem Galgenplatz, seit 1861 Gartenplatz, wurde die Gerichtstraße auf den Wedding-Ländereien 1827 benannt. Der Grenzweg zwischen der Berliner Feldmarkt und dem Vorwerk Wedding erhielt 1872 die Bezeichnung Grenzstraße. Erst mit der Bildung von Groß-Berlin 1920 kam das Gebiet südlich der Grenzstraße bis Bernauer Straße zum Bezirk Wedding.

Mit dem Eckhaus Gerichtstraße 1 zur Grenzstraße 11, errichtet im Stil der Gründerzeit nach Plänen des Ar-

chitekten und Maurermeisters Wilhelm Dabbert jun., wurde 1899 auf schwierigem Terrain die Bebauung des Blocks abgeschlossen. Um die Niveaus auszugleichen, wurde die Erdgeschosszonen jeweils den Bürgersteigen angepasst. Die übliche Normalhöhe der Räume des Erdgeschosses befindet sich nur auf der Seite zum Nachbarhaus Grenzstraße 10. Zur Gerichtstraße entstand sogar noch ein Zwischengeschoss. An der Ecke befand sich einst das Buttergeschäft von M. Bachmann. Vor den beiden großen Schaufenstern befanden sich schöne kunstgeschmiedete Gitter.

Am schräg gegenüberliegenden Grundstück Grenzstraße 7 an der Grenzstraßenbrücke wurde 1911 ein elektronisches Stellwerk eröffnet, das den Namen Nordturm (Ntm) trug. Hier wurden die Ein- und Ausfahrten der Züge des Berlin-Stettiner Bahnhofs (ab 1950 Berlin-Nordbahnhof) koordiniert. Nach Schließung 1952 war das Stellwerk noch bis 1994 für den S-Bahn-Verkehr in Betrieb. Im Jahr 2018 wurde der erhaltenswürdige Bau der Eisenbahngeschichte abgetragen.

Während des Zweiten Weltkriegs wurde durch die Nähe der Gleisanlagen und des Flakbunkers im Humboldthain hier fast alle Gebäude vollständig zerstört. Die Reste des stark beschädigten Wohnhauses Grenzstraße 9 sind um 1960 abgetragen worden. Heute befindet sich an der Ecke eine Kfz-Werkstatt.



Foto: Ralf Schmiedecke

HEUTE



St. Annenkapelle auf dem Domfriedhof St. Hedwig, vorn die zwei Engel von Josef Limburg. Foto: Corinna Neinaß

Begraben im Schatten der Mauer

Drei der vier Friedhöfe in der Liesenstraße lagen bis 1990 in Ostberlin. Viele Grabanlagen und Gebäude mussten dem Bau der Berliner Mauer und ihrer Grenzanlagen weichen. Auf dem Domfriedhof St. Hedwig soll bald eine Dauerausstellung an diese Zeit erinnern. Für *Corinna Neinaß* Anlass genug, sich näher mit diesem besonderen Ort zu beschäftigen.

Es gibt noch Reste der Berliner Mauer, einige Segmente der Hinterlandmauer auf dem Friedhofsgelände des katholischen Domfriedhofs, und fünfzehn Meter Mauer direkt neben den Liesenbrücken. Das freie Areal dazwischen lässt die ehemalige Grenze erahnen.



Berliner Mauer auf dem St. Hedwig-Friedhof, 1980. Foto: Alexander Buschorn/Wikimedia (GNU Free Documentation License)

Vierzig Meter breit war dieses Niemandsland, auf dem sich einst Gebäude und Gräber befanden. Sie waren abgerissen oder eingeebnet worden. Diese Geschichte des Mauerbaus soll nun hier vor Ort erzählt werden.

Die Dauerausstellung, die neben den Mauerresten an den Liesenbrücken entsteht, wird von der Katholischen Domgemeinde St. Hedwig und der Deutschen Klassenlotterie Berlin finanziert. Von Ausstellungsgestalter Andreas Neumann erfahre ich, dass Schülerinnen und Schüler zweier Gymnasien an dem Projekt mitwirken. Im November wird ein Modell präsentiert, dann geht es an die Ausschreibung und Vergabe der Bauaufträge. Die Inhalte erarbeitet eine zweite Gruppe, angeleitet von Historiker Thomas Lackmann. Sie schreibt die Texte, recherchiert nach Fotos, nutzt unter anderem das Landesarchiv. Welche Gräber waren betroffen, und wie gestaltete sich der Friedhofsbesuch für die Angehörigen?

Ein Dichter mit französischen Wurzeln

Nach dem Mauerbau konnten die drei Friedhöfe nur über die Wöhlerstraße erreicht werden, zur Grabpflege. Als der Feuilletonist Heinz Knobloch das Grab Theodor Fontanes zu dessen 80. Todestag 1978 besuchen wollte, benötigte er einen Passierschein. Die Irrungen und Wirrungen rund um den Besuch, die Antragstellung und auch die Kontrolle des Passierscheins schildert er in „Wanderungen zu Fontanes Grab“. Orientierung bei der Grabsuche bot ihm schon

damals die Büste von Leopold Arends, Erfinder eines Stenografiesystems. Die Grabsteine für Fontane und seine Frau Emilie sind heute den im Krieg zerstörten Steinen nachempfunden. Aber: ein deutscher Dichter auf einem französischen Friedhof? In der Fontane-Ausstellung auf dem Friedhof, ebenfalls von Andreas Neumann gestaltet, erfährt man, dass Fontanes Vorfahren Ende des 17. Jahrhunderts aus Frankreich kamen. Die Refugiés, die auch Hugenotten genannt werden, gründeten eine eigene Religionsgemeinde.

Ein vergoldetes Kreuz erinnert an die Toten

Neben der französisch-reformierten Gemeinde benötigten auch die evangelischen und katholischen Domgemeinden Anfang des 19. Jahrhunderts neue Bestattungsorte. So wurden die Friedhöfe in den 1830er Jahren am damaligen Stadtrand angelegt, jeder mit eigenem Charakter. Wandgräber rahmen die Anlagen, zeugen von der Entwicklung dieses Grabtyps, und auch vom Status der Verstorbenen. Während die Friedhofskapellen auf den Domfriedhöfen in den Jahrzehnten vor und nach dem Mauerfall restauriert wurden, musste die Kapelle des Französischen Friedhofs den Grenzanlagen weichen. Am früheren Grenzverlauf steht auf dem Domfriedhof jetzt ein vergoldetes Kreuz. Es befand sich bis 2006 auf der Kuppel des Berliner Doms und wurde, als es baufällig war, ersetzt. Es bewahrt das Andenken an die Verstorbenen, deren Gräber aufgrund des Mauerbaus zerstört wurden. Die Atmosphäre der einstigen Abgeschiedenheit hat sich bis heute erhalten und lädt zur inneren Einkehr ein.

Wo sie ruhen

Zurück zum Domfriedhof St. Hedwig, dem Ort der künftigen Ausstellung. Der Friedhof steht unter Denkmalschutz, und auch in historischen Grabstellen finden jetzt Beisetzungen statt. Mir fällt die restaurierte Doppelgrabanlage des Maschinenbaupioniers Egells und der Medizinerfamilie von Renvers auf, die mit einem gusseisernen Grabgitter der späten Schinkel-Zeit umgeben ist. Daneben finde ich die schon verwitterte Grabplatte der Opernsängerin Anna Milder-Hauptmann, für die Beethoven die Partie der Leonore komponierte, die Titelpartie seiner einzigen Oper „Fidelio“. Über das Leben und die Grabstätten vieler anderer Persönlichkeiten erfahre ich über die Webseite wo-sie-ruhen.de, für die sich die Stiftung Historische Kirchhöfe und Friedhöfe in Berlin-Brandenburg verantwortlich zeigt, die Bauherrin der geplanten Ausstellung.



Das Domkreuz im Schnee. Fotos (2): Corinna Neinaß



Blick auf den Französischen Friedhof mit der Büste von Leopold Arends. Dahinter ist das Grab des Ehepaars Fontane zu sehen.

Zu den Gräbern, die nach dem Mauerbau nicht mehr zugänglich waren, gehörte auch das des Domprobsts Bernhard Lichtenberg, der Gegner der Nationalsozialisten war und im November 1943 während der Deportation ins Konzentrationslager Dachau starb. Seine sterblichen Überreste wurden 1965 in der Krypta der St.-Hedwigs-Kathedrale bestattet. Die zwei überlebensgroßen Engel vor der Friedhofskapelle scheinen nicht nur zu trauern und zu beten, sondern auch um Verzeihung zu bitten. Wenn die Ausstellung im Frühjahr eröffnet, dann blühen entlang der ehemaligen Grenze vielleicht schon die Kirschen. Die Natur soll Trost spenden, so war es bei der Anlage von Friedhöfen einst gedacht. Mögen die Friedhöfe in der Liesenstraße auch in Zukunft einen angemessenen Raum für das Totengedenken bieten.

Mehr zum Thema gibt es online unter www.stiftung-historische-friedhoeft.de, www.wo-sie-ruhen.de und www.berliner-grabmale-retten.de



Ebru Schaefer beim Packen von Weihnachtstüten für bedürftige Kinder.



Zusammen mit ihrem Helferteam hat Ebru Schaefer (2. von rechts) in diesem Jahr den Ehrenamtspreis des Bezirks Mitte bekommen. Fotos (3): Dominique Hensel

Schokolade für die Kinder

Ebru Schaefer aus dem Brunnenviertel ist eine besonders engagierte Frau. Seit Jahren setzt sie sich insbesondere für bedürftige Kinder ein. Dafür wurde sie mehrfach ausgezeichnet. In diesem Jahr hat sie gleich zwei Preise bekommen und wieder eine Weihnachtsaktion gestartet. Von Dominique Hensel

Seit der Flüchtlingskrise 2014/15 engagiert sich Ebru Schaefer für geflüchtete Menschen. Insbesondere für die Kinder möchte die dreifache Mutter etwas tun. Sie sammelt Spenden, organisiert Schulmaterial und Weihnachtsüberraschungen. Im Frühjahr hat sie zusammen mit ihrem großen Helfernetzwerk in einer Herberge am Plötzensee drei Monate lang eine Unterkunft für Geflüchtete aus der Ukraine betrieben – ausschließlich ehrenamtlich.

Für ihr Engagement ist Ebru Schaefer bereits mehrfach ausgezeichnet worden. Im vergangenen Jahr hat sie die Bezirksverdienstmedaille bekommen. In diesem Jahr kam der Ehrenamtspreis des Bezirks Mitte dazu und Anfang November erhielt sie von der Regierenden Bürgermeisterin von Berlin, Franziska Giffey, das „Band für Mut und Verständigung“. Der Preis wurde zum 29. Mal an Berliner und Brandenburger verliehen, die sich für das interkulturelle Zusammenleben und gegen Fremdenfeindlichkeit einsetzen.

Auch in diesem Jahr will Ebru Schaefer kurz vor Weihnachten bedürftigen Kindern eine Freude machen. Dafür hat sie in den vergangenen Wochen Geld und schokoladige Sachspenden gesammelt. Am 10. Dezember werden die Weihnachtsbeutel, geplant sind in diesem Jahr 3000 Stück, gepackt und in Berlin verteilt. Dafür sucht Ebru Schaefer für diesen Tag um die Mittagszeit vor allem noch Fahrer. Wer helfen möchte, kann sich per E-Mail unter ebru.schaefer@hotmail.com melden.



Ebru Schaefer mit ihrem Mann Alexander.